



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www-klett-cotta.de

John Lanchester

**WARUM JEDER JEDEM
ETWAS SCHULDET UND
KEINER JEMALS ETWAS
ZURÜCKZAHLT**

Die bizarre Geschichte der Finanzen

Aus dem Englischen
von Dorothee Merkel

KLETT-COTTA

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Whoops! Why Everyone Owes Everyone and No One Can Pay«

im Verlag Simon & Schuster UK Ltd., London

© 2012 by John Lanchester

© 2013 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Redaktion: Ulf Müller, Köln; Renate Wartmann, Beuren

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Gedruckt und gebunden von Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-608-94747-2

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation

in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische

Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Für Miranda, Finn und Jesse

Inhalt

Einleitung 9

1 Eine Erkenntnis am Geldautomaten 17

2 Eine Wissenschaft für sich 59

3 Aufschwung und Niedergang 103

4 Bühne frei für die Genies 137

5 Der Fehler 165

6 Wenn es zum Himmel stinkt 205

7 Die Rechnung 253

Epilog 263

Danksagung 281

Bibliografie 283

Anmerkungen 287

Register 291

**Wenn sich die Kapitalentwicklung eines Landes
von den Umtrieben eines Kasinos bestimmen lässt
und dabei zur nebensächlichen Begleiterscheinung wird,
so hat dies unweigerlich üble Folgen.**

John Maynard Keynes, *Allgemeine Theorie der
Beschäftigung, des Zinses und des Geldes*

**Zwischen clever und dämlich ist
nur ein sehr schmaler Grat.**

David St. Hubbins, *This is Spinal Tap*

Einleitung

Der Stadtneurotiker hat viele wunderbare Momente, aber in meiner Lieblingsszene taucht zum ersten und einzigen Mal Annies jüngerer Bruder Duane Hall auf, gespielt von Christopher Walken, der mit diesem Film seine lange, glanzvolle Karriere als Darsteller besonders seltsamer Charaktere begann. Während eines Besuchs auf dem Familiensitz der Halls trifft Alvy Singer – alias Woody Allen – auf Duane, der ihm völlig unvermittelt folgende Fantasie erzählt: »Manchmal, wenn ich nachts ... auf der Straße fahre ... sehe ich, wie zwei Scheinwerfer – sehr schnell – auf mich zukommen. Dann habe ich diesen plötzlichen Drang, das Steuer herumzureißen und frontal in das entgegenkommende Auto zu rasen. Ich kann die Explosion förmlich spüren. Das Geräusch von zersplitterndem Glas. Die ... Flammen, die aus dem herausquellenden Benzin aufsteigen.« Aber erst Alvys Antwort macht die Szene so wunderbar: »Ah ja. Nun, ich muss jetzt – ich muss jetzt gehen, Duane, weil man mich auf dem Planeten Erde zurück-erwartet.«

Diesen Drang, ein Auto in die entgegenkommenden Scheinwerfer zu lenken, habe ich nie geteilt. Aber ich muss zugeben, dass mir hin und wieder ein Gedanke durch den Kopf geht, der gar nicht so weit davon entfernt ist. Das geschieht nie, wenn ich in der Stadt bin oder viel Verkehr herrscht oder wenn sich außer mir noch jemand im Auto befindet. Brause ich aber mutterseelenallein auf der leeren Landstraße dahin, höre Radio und sind keinerlei Hindernisse in Sicht, was bei dem heutigen Verkehr selten genug geschieht, dann huscht mir gelegentlich ein ganz flüchtiger Gedanke durch den Kopf, den ich bisher nie in die Tat umgesetzt habe und hoffentlich auch nie umsetzen werde: Was würde wohl geschehen, wenn ich in diesem Augenblick den Rückwärtsgang einlege?

Wenn man diese Frage einem Autonarren stellt, ist seine

erste Reaktion, einen vollkommen irritiert anzustarren. Und als Nächstes schaut er noch irritierter. Dann erklärt er, dass in einem solchen Fall der Motor des Autos praktisch explodieren würde: Teile würden sich gegenseitig zersprengen, Stangen durch die Luft fliegen, der Vergaser in tausend Stücke zerbersten, es gäbe einen fürchterlichen Krach und Gestank und Qualm und man käme von der Straße ab, würde sich schwer verletzen und mit hoher Wahrscheinlichkeit sterben. Diese Erklärung überzeugt mich dermaßen, dass mir der Gedanke, den Rückwärtsgang einzulegen, immer nur blitzartig durch den Kopf zuckt, ungefähr eine halbe Sekunde lang, etwa alle zwei oder drei Jahre. Und ich bin mir sicher, dass ich es niemals tun werde.

Während der ersten drei Jahre des neuen Jahrtausends sauste der gesamte Planet fröhlich durch die Gegend, mit einer Geschwindigkeit, die ungefähr 120 Stundenkilometern auf freier Straße bei herrlichem Wetter entspräche. In den Jahren zwischen 2000 und 2006 war die Weltöffentlichkeit mit Gesprächsthemen wie der Wahl George W. Bushs, den grauenhaften Terroranschlägen vom 11. September 2001, dem »globalen Krieg gegen den Terror« und den Konflikten in Afghanistan und im Irak beschäftigt. Aber während all dies geschah, fand gleichzeitig noch etwas vollkommen anderes statt, etwas sehr Folgenschweres, das zwar nicht völlig unbeachtet blieb, aber erstaunlich wenig Aufmerksamkeit erregte: Das Gesamtvermögen der Welt verdoppelte sich nahezu. Im Jahr 2000 betrug das gesamte BIP der Erde – die Summe der weltweiten Wirtschaftsleistungen – 36 Billionen Dollar.* Ende 2006 belief es sich auf 70 Billionen.

In den Industrieländern erregte das Platzen der Internet-

* Das BIP (Bruttoinlandsprodukt) wird im Lauf dieser Geschichte noch oft auftauchen. Es klingt kompliziert, ist es aber nicht. Es handelt sich dabei ganz einfach um den Wert aller Waren und Dienstleistungen innerhalb eines Wirtschaftssystems. Das Pro-Kopf-BIP bemisst den Anteil jedes Einzelnen am »Gesamtkuchen« eines Landes und ist das herkömmliche Maß, an dem man den Wohlstand eines Landes ablesen kann.

blase im März 2000 so große Aufmerksamkeit – die »größte Kapitalvernichtung der Weltgeschichte«, wie man es damals nannte –, dass niemandem auffiel, wie schnell die westlichen Volkswirtschaften sich wieder gefangen hatten. Der Aktienmarkt entwickelte sich danach zwar relativ stockend, aus Gründen, die ich in der Folge noch erläutern werde, aber andere Bereiche der Wirtschaft florierten. Das Gleiche galt für den Rest der Welt. Im Jahr 1999 wies ein Leitartikel des *Economist* darauf hin, dass der Ölpreis nunmehr auf 10 Dollar pro Barrel gesunken war, und warnte feierlich: Womöglich würde es dabei nicht bleiben, denn es gab gute Gründe anzunehmen, dass er sogar auf 5 Dollar pro Barrel sinken würde. Haha!

Im Juli 2008 war der Erdölpreis auf 147,70 Dollar gestiegen und folglich wurden die Ölförderländer mit Geld nur so überschwemmt. Von der arabischen Welt über Russland bis nach Venezuela ähnelten die staatlichen Schatzämter einer Szene bei den *Simpsons*, in der Monty Burns und sein Assistent Smithers sich gegenseitig mit Dollarbündeln bewerfen und »Geldschlacht!« rufen. Der Erdölbedarf war deshalb so stark gestiegen, weil in vielen Entwicklungsländern, insbesondere in Indien und China, ein beispielloses Wirtschaftswachstum zu verzeichnen war. In beiden Ländern tauchte plötzlich eine rasant wachsende, überaus konsumfreudige neue Mittelschicht auf. Das Bruttoinlandsprodukt in China wuchs pro Jahr durchschnittlich um 10,8 Prozent, in Indien waren es 8,9 Prozent. In nur 15 Jahren wuchs in Indien die Mittelschicht – und damit ist derjenige Bevölkerungsteil gemeint, der es geschafft hatte, sich aus der Armut zu befreien – von 147 Millionen auf 246 Millionen Menschen an; in China wurden aus den ursprünglichen 174 Millionen gar 806 Millionen – möglicherweise die größte wirtschaftliche Leistung eines einzelnen Landes in der Weltgeschichte. Das persönliche Einkommen wuchs dort zwischen 1978 und 2004 um 6,6 Prozent pro Jahr, vier Mal so schnell wie der weltweite Durchschnitt. Mittlerweile erhalten 30 Millionen chinesische Kinder Klavierunterricht. Zwei Fünftel aller indischen Schuljungen im Gymnasialalter bekom-

men zusätzlich zu ihrer Schulausbildung Nachhilfeunterricht. Wenn Länder, deren Wirtschaft derart floriert, insgesamt eine Bevölkerung von 2,25 Milliarden Menschen haben, steht der gesamte Planet mit einem Mal vor einer vollkommen neuen wirtschaftlichen Perspektive. Hunderte Millionen Menschen sind nun deutlich wohlhabender geworden und haben die dazugehörigen Ansprüche entwickelt. Die Ölpreise sind gestiegen, die industrielle Produktion ist gestiegen, der Preis von Grund- und Rohstoffen ist gestiegen und die Wirtschaft (fast) eines jeden Landes floriert. Wer weiß, denken die Optimisten, wenn es mit der Weltwirtschaft so weitergeht, könnte es uns vielleicht tatsächlich gelingen, bis 2015 einige der Millenniums-Entwicklungsziele der Vereinten Nationen zu erreichen, wie zum Beispiel, den Anteil der Bevölkerung, die weltweit Hunger leidet, zu halbieren, oder den Anteil der Bevölkerung, deren Einkommen unter einem Dollar pro Tag liegt.¹ Als diese Ziele formuliert wurden, schien das utopisch, aber da die Welt nun um 34 Billionen Dollar reicher geworden war, entstand plötzlich der Eindruck, als könne dieses Ziel tatsächlich erreicht werden.

Und dann war es ganz so, als wäre die Weltwirtschaft eines Tages hingegangen und hätte beschlossen, es könne, da sie doch gerade so wunderbar die Straße entlangsaute, keinen besseren Augenblick geben, um einmal diese Sache mit dem Rückwärtsgang auszuprobieren. Das Ergebnis ... nun, aus heiterem blauen Himmel, einem Himmel, der den meisten Leuten noch nie zuvor so klar und blau erschienen war, gab es einen katastrophalen Unfall mit Totalschaden. Unglaublich viele Menschen stellten sich seither immer wieder eine einzige Frage: Was ist passiert?

Ich habe den Verlauf der Wirtschaftskrise nun seit mehreren Jahren verfolgt. Meine Beschäftigung mit diesem Thema begann im Rahmen der Hintergrundrecherche für meinen Roman *Kapital*, und rasch wurde mir klar, dass ich hier gerade die interessanteste Geschichte entdeckt hatte, die mir je untergekommen war. Während meiner anfänglichen Nachforschun-

gen brach die Northern Rock Bank zusammen, und es wurde nur zu offensichtlich, was ich damals in einem Zeitschriftenartikel schrieb: »Wenn unsere Gesetze nicht dahingehend erweitert werden, dass die supermächtigen, superkomplexen und potentiell superrisikanten Anlageinstrumente kontrolliert werden können, dann werden diese eines Tages eine finanzielle Katastrophe von globalen Ausmaßen verursachen.« Und im Zusammenhang mit der für alle deutlich erkennbaren Immobilienpreisblase schrieb ich, dass ich es sehr verständlich fände, »wenn man zu der Überzeugung gelangt, dass ein wie auch immer gearteter Crash kurz bevorsteht«. Ich hatte zwar recht, aber es war schon zu spät: Alle Grundlagen für die Krise waren bereits geschaffen – obwohl ich es damals wie heute verblüffend finde, wie träge die Regierungen weltweit handelten und es versäumten, sich auf das kolossale Debakel, das sich im Herbst 2008 ereignete, vorzubereiten. Hauptsächlich aber habe ich dieses Buch deshalb geschrieben, weil das Geschehene einfach unglaublich interessant ist. Es ist eine höchst erstaunliche Geschichte, voller Emotionalität und Dramatik, und ihre Verzweigungen mit mathematischen, ökonomischen und psychologischen Themen sind entscheidend für die Ereignisse der letzten Jahrzehnte. Und aus irgendwelchen mysteriösen Gründen sind diese Zusammenhänge der allgemeinen Öffentlichkeit vollkommen unbekannt.

Man spricht gern von den »Zwei Kulturen«, den Geisteswissenschaften und den Naturwissenschaften. Gerade im Jahr 2009 tauchte das Thema immer wieder auf, denn da war es genau 50 Jahre her, dass C. P. Snow diese Wendung zum ersten Mal in einer Rede benutzte. Dabei bin ich mir gar nicht mehr so sicher, ob die Anschauung, es gebe einen tiefen Graben zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, immer noch genauso zutrifft wie vor einem halben Jahrhundert. Ein ganz normaler Leser, der sich über naturwissenschaftliche Grundsätze kundig machen will, kann dies heutzutage leichter tun als jemals zuvor. Ich denke vielmehr, dass der Graben, der die Welt der Finanzen von der Welt der restlichen Bevölkerung

trennt, wesentlich größer ist. Und dieser Graben muss dringend überbrückt werden, wenn wir die Angehörigen der Finanzindustrie nicht weiterhin als eine Art Priesterschaft sehen wollen, die ihre ganz persönlichen Mysterien pflegt, die wir Übrigen ebenso fürchten wie verurteilen. Zahllose intelligente, belebte Menschen haben nicht die geringste Ahnung von den simpelsten ökonomischen Grundlagen, die jedoch für die Insider der Finanzbranche notwendig zum Verständnis der Welt dazugehören. Ich selbst bin, was die Welt der Finanzen und Ökonomie angeht, ein Außenseiter und hoffe daher, dass ich bei der Überbrückung dieses Grabens ein wenig behilflich sein kann.

Sehr viele Menschen haben das Bedürfnis zu verstehen, was eigentlich vorgefallen ist. Und es fällt schwer zu akzeptieren, dass uns in einem so dramatischen wirtschaftlichen Abschwung und angesichts einer so umfassenden Krise die Kontrolle über einen wesentlichen Aspekt unseres Lebens abhanden gekommen ist. In seiner derzeitigen Form stellt das Finanzsystem eine größere Bedrohung für die westlichen Demokratien dar, als es der Terrorismus je sein könnte. Keine demokratische Regierung ist je von einer terroristischen Bedrohung destabilisiert worden. Wenn aber die Geldautomaten kein Geld mehr ausspucken, hat das so weitreichende Folgen, dass es die heutigen Staaten mit demokratischer Verfassung an den Rand des Zusammenbruchs führen kann. Trotzdem verhalten sich die Regierungen so, als könnten sie kaum etwas dagegen unternehmen. Sie haben die gesetzliche Befugnis, uns zum Wehrdienst einzuberufen und uns in den Krieg zu schicken, sehen sich aber außerstande, wesentliche Elemente des Wirtschaftssystems zu reformieren.

Der Versuch zu verstehen, was passiert ist, könnte uns ein gewisses Maß an Kontrolle zurückgeben. Wir hätten das Gefühl, wenigstens irgendetwas zu unternehmen. Ich will die Sache genauso verstehen wie meine Leser, wer auch immer sie sein mögen. Welch eine erstaunliche Ironie: Nach Jahrzehnten, in denen die Ideologie der westlichen Welt sowohl persönlich

als auch ökonomisch von einem großen Individualismus geprägt war, sind wir plötzlich in eine Krise geraten, die uns in aller Deutlichkeit klarmacht, dass wir, ob wir es nun wollen oder nicht – und man müsste schon verrückt sein, wenn man diese Entwicklung in Bausch und Bogen begrüßen würde –, alle im selben Boot sitzen. Die Nachwirkungen dieser Krise werden unsere Gesellschaft während der nächsten zehn Jahre und womöglich noch länger politisch und ökonomisch beherrschen. Wir sollten unbedingt versuchen, die Krise zu verstehen, und anfangen, darüber nachzudenken, was als Nächstes kommt.

1. Kapitel

Eine Erkenntnis am Geldautomaten

Als Kind hatte ich Angst vor Geldautomaten. Genauer gesagt jagte mir gleich der erste Geldautomat, den ich zu Gesicht bekam, höllische Angst ein. Er befand sich draußen vor der imposanten Zentrale der Hongkong and Shanghai Bank an der Queen's Road Central Nummer 1 in Hongkong. Es muss etwa im Jahr 1970 gewesen sein, als ich gerade acht Jahre alt war. Mein Vater war bei der Bank angestellt und gehörte deshalb auch zu den Ersten, die überhaupt einen Bankautomaten benutzten. Der Automat war direkt neben den berühmten bronzenen Löwen des Gebäudes angebracht, und jedes Mal wenn ich ihn sah, geriet ich in Panik. Wenn sich nun der Automat verrechnete und uns das ganze Geld stahl? Wenn er aus Versehen das Geld einer anderen Person nahm und mein Vater ins Gefängnis musste? Wenn er behauptete, er hätte meinem Vater nur 10 Hongkongdollar ausbezahlt, aber dann in Wirklichkeit viel, viel mehr von seinem Konto abbuchte – eine unvorstellbar riesige Summe, 50 oder 100 Dollar vielleicht? Die Freizügigkeit, mit der das Ding Bargeld ausspuckte und mit der es jeden einzuladen schien, das Geld auch sofort fröhlich auszugeben, kam mir ganz entsetzlich leichtsinnig vor. Der Vorgang schien viel zu unkompliziert zu sein. Das Geld floss einfach von unserem Konto durch den Automaten hinaus in die Welt. Während mein Vater davorstand und verbissen seine PIN eintippte, klammerte ich mich verzweifelt an seinen Arm und flehte ihn an, damit aufzuhören.

Der Angsthase in mir, damals, als ich acht war, hatte aber durchaus etwas Wichtiges erfasst. Die Reibungslosigkeit, mit der das Geld auf der ganzen Welt durch die Gegend geschoben wird, ist tatsächlich furchteinflößend. Sie ist wahrhaft schwindelerregend. Manchmal ergreift einen dieser Schwindel, wenn

man den Wirtschaftsteil der Zeitung liest und das Gefühl bekommt, nicht wirklich erfassen zu können, was diese Zahlen bedeuten – wofür all diese Millionen und Milliarden und Billionen tatsächlich stehen und wie man sie gedanklich greifbar machen soll.

Probieren Sie einmal das folgende Experiment aus, das der Mathematiker John Allen Paulos in seinem Buch *Zahlenblind* beschreibt.² Raten Sie, ohne es auszurechnen, wie lang eine Million Sekunden dauern. Und jetzt versuchen Sie dasselbe bei einer Milliarde Sekunden. Sind Sie so weit? Eine Million Sekunden dauern weniger als 12 Tage, eine Milliarde dagegen fast 32 Jahre.

Dieser Schwindel kann einen auch ergreifen, wenn man einen Kontoauszug anschaut und über die erschreckende Macht dieser Zahlenreihen nachdenkt; wie sie einem alles, aber auch alles vorschreiben können, anfangen bei dem, was man isst, bis hin zu dem Ort, wo man wohnt. Die Konsequenzen dieser abstrakten Ziffern sind so konkret wie nur irgendetwas auf der Welt. Oder der Schwindel stellt sich ein, wenn der weltweite Kapitalfluss einen plötzlich selbst in irgendeiner Weise betrifft – wenn Ihr scheinbar erfolgreicher Arbeitgeber aufgrund eines geplatzten Kredits in Konkurs geht oder wenn die Zahlungen für Ihre Hypothek so astronomisch in die Höhe schießen, dass Sie diese nicht mehr bedienen können – und wenn Sie dann denken: Was hat es eigentlich mit diesem ganzen finanziellen Kram genau auf sich? Ich kann seine Auswirkungen erkennen – ich kann einen Geldschein zwischen den Fingern reiben oder eine Münze werfen –, aber was ist das eigentlich genau? Wofür stehen all diese abstrakten Zahlen? Was wird dadurch repräsentiert? Würde man sich nicht sicherer fühlen, wenn es sich dabei mehr um eine greifbare, körperliche Sache und weniger um eine Idee handelte? Und dann verblasst der Gedanke und das Geld wird wieder zu dem, was es immer schon gewesen ist – einfach nur da, eine grundsätzliche Gegebenheit unserer Welt, deren Kommen und Gehen so vorhersehbar ist wie die Wellen am Strand: Manchmal ist Flut und

manchmal Ebbe, aber wenigstens weiß man, dass dieses elementare Muster nach bekannten Regeln verläuft.

Doch dann geschieht etwas, das unser Gefühl dafür, wie die Welt funktioniert, vollkommen auf den Kopf stellt. Für Rakel Stefánsdóttir, eine junge Frau aus Island, die an der Universität von Sussex in Brighton einen Masterstudiengang für Kunst- und Kulturmanagement belegt hatte, kam dieser Moment Anfang Oktober 2008. Sie steckte ihre Karte in den Automaten, um ein wenig Geld abzuheben, und als Nächstes wurde ihr mitgeteilt, dass keine Geldmittel zur Verfügung stünden. Rakel wunderte sich nicht weiter darüber. »Ich wusste, dass die Abbuchungen über die transatlantischen Telefonleitungen laufen und dass es da manchmal Probleme mit der Übertragung gibt, also dachte ich, es läge daran.« Ein oder zwei Tage zuvor hatte sie mit ihrer Bankkarte die Studiengebühren für das erste Semester bezahlt; sie war ein paar Jahre im Theater tätig gewesen, bevor sie an die Universität zurückkehrte, und verfügte daher über ausreichende finanzielle Mittel.

Bestimmt ist es jedem von uns schon einmal passiert, dass wir unsere Karte in den Geldautomaten gesteckt haben und kein Geld abheben konnten, weil unser Konto gerade leer war. Aber was Rakel und vielen tausend anderen Isländern an diesem Tag passierte, war wesentlich seltsamer und beunruhigender. Ihre Karte funktionierte nicht etwa deswegen nicht, weil sie kein Geld mehr hatte – es war die Bank, die kein Geld mehr hatte. Und das hieß nicht nur, dass die Bank gerade über keine ausreichenden finanziellen Mittel verfügte, nein, es war ein wahrhaftiges Weltuntergangsszenario: Ihre Karte funktionierte nicht, weil dem ganzen Staat Island das Geld ausgegangen war. Am 6. Oktober 2008 schloss die Regierung die Banken und froh jeglichen ausländischen Zahlungsverkehr ein. Island stand kurz vor einem Staatsbankrott. Als Rakels Überweisung für ihre Studiengebühren einen Tag später getätigt wurde, war die isländische Króna dramatisch eingebrochen und der Betrag, den sie überweisen musste, hatte sich um 40 Prozent erhöht. Es dauerte drei Wochen, bis Rakel endlich

wieder Zugriff auf ihr Konto hatte, und in der Zwischenzeit war klargeworden, dass sie sich das Studium nicht mehr leisten konnte. Mittlerweile ist sie wieder daheim in Reykjavík, ist arbeitslos und musste ihre gesamten Zukunftspläne aufgeben. »Was mich an unserer früheren Regierung am meisten aufregt«, sagt sie nun, »ist, dass diese Leute noch nicht mal den Anstand hatten, sich zu schämen.«

So kann es gehen, wenn die Banken eines Landes zusammenbrechen. Manche Einzelheiten im Fall Island sind sehr ungewöhnlich: Im Grunde genommen hatte eine kleine Gruppe von reichen und mächtigen Leuten ihre Vermögenswerte untereinander hin und her verkauft und dadurch eine groteske Blase künstlichen Reichtums geschaffen. »Das waren 30 oder 40 Leute, und jetzt muss das ganze Land dafür bezahlen«, sagte ein Taxifahrer in Reykjavík einmal zu mir – und mir ist bisher noch kein Isländer begegnet, der nicht derselben Meinung wäre. Aber auch wenn es nur ein kleiner Kreis war, der letztendlich diese Blase zu verantworten hatte, ließ sich doch auch das ganze Land mitreißen. Damals hievte eine riesige Welle von billigen Krediten ganz Island in eine Art ökonomisches Fantasyland. Und im Zentrum dieser Entwicklung standen die Banken. Bevor die wirtschaftlich liberal eingestellte Unabhängigkeitspartei die isländischen Banken 2001 privatisierte, hatten sich diese in staatlicher Hand befunden. Das Resultat war ein explosionsartiges Wachstum – künstlich zwar, aber explosionsartig. Ein Land mit 300 000 Bewohnern – das entspricht gerade mal der Bevölkerung von Brighton – und keinerlei Rohstoffquellen, abgesehen von Thermalenergie und Fischbestand, legte sich ganz plötzlich einen riesigen Bankensektor zu, dessen Vermögenswerte die übrige Wirtschaft um das 12-Fache überstiegen. Ihr Münzgeld hätte den Isländern eigentlich eine Warnung sein sollen, denn es sind lauter Meerestiere darauf abgebildet: Auf der 50-Cent-Münze ist eine Krabbe zu sehen, auf der 1-Kronen-Münze ein Lachs, auf der 10-Kronen-Münze prangt ein Loddenschwarm und auf der 100-Kronen-Münze eine Scholle. Wenn man sich die Münzen durch die Finger

gleiten lässt, denkt man: Diese Leute wissen sehr viel über Fisch, aber vielleicht nicht ganz so viel über das Bankwesen.

Aber niemand widmete dem Ganzen besonders viel Aufmerksamkeit. Kredite waren so günstig, dass es einem vorkam, als bekäme man sie geschenkt. In einem Gespräch mit dem Steinmetz Valgárdur Bragason erzählte dieser mir, er habe damals zwei Häuser und ein Grundstück gekauft und dafür drei verschiedene Hypotheken über eine Gesamtsumme von umgerechnet etwa 760 000 Euro aufgenommen. Seine diesbezüglichen Verhandlungen mit den Bankangestellten dauerten nie länger als 15 Minuten. Eine der Hypotheken wurde nicht in isländischen Kronen denominiert, weil diese einen recht hohen Zinssatz hatten, sondern in einem Korb von fünf verschiedenen ausländischen Währungen. Bragasons Methode mag vielleicht verrückt klingen – aber die herkömmlichen Regeln, was privates Finanzgebaren betrifft, waren während der ersten Jahre des neuen Jahrtausends außer Kraft gesetzt, und das nicht nur in Island. Es stimmt zwar, dass auf dieser Insel wie auch andernorts viele Verbraucher und Kreditnehmer vollkommen unverantwortlich handelten; andererseits wurden sie dazu auch ermutigt. In der gesamten wirtschaftsliberalen Welt behandelten die Banken jegliche finanzielle Verantwortungslosigkeit wie ein wertvolles Handelsgut, fast so, als sei sie eine Art Rohstoffquelle, die man liebevoll hegen und pflegen muss. Billige Kredite gab es überall: Man bekam fast täglich Werbeanrufe von Kreditinstituten oder Briefe mit schon fertig ausgefüllten Kreditkartenanträgen. Sooft ich meine eigene Bank, Barclays, anrief, kam – noch bevor man mir die Wahl gab, auf meine Kontodaten zuzugreifen oder mit einem Mitarbeiter zu sprechen – eine Stimme vom Band, die mir das Angebot machte, einen Kredit aufzunehmen. Kreditnehmer wurden ermutigt, sich mit billigen Krediten geradezu vollzustopfen, als seien sie Gänse, die man zur Herstellung von Foie gras mästet. »Ich habe ja versucht, vorsichtig zu sein«, erzählte mir ein Freund, »aber mein Finanzberater sagte mir, es ist genauso, wie wenn die Straße ganz frei vor einem liegt,

dann wäre man doch schön blöd, wenn man nicht Gas geben würde. Also habe ich Gas gegeben.« Er und Millionen andere.

Für eine Weile schien sich in Island ein modernes Wirtschaftswunder zu ereignen. Aber dann brach die Realität über das Land herein und die isländische Wirtschaft ging auf ähnliche Weise bankrott wie Mike Campbell in Hemingways Roman *Fiesta*: »auf zwei Arten, erst allmählich und dann plötzlich«. Die langsame Kursverschlechterung der Krone Anfang 2008 wurde noch dadurch verschärft, dass so viele Isländer Hypotheken in ausländischen Währungen aufgenommen hatten: Genauer gesagt waren es 40 500 Isländer mit Hypotheken im Wert von insgesamt 115 Milliarden Kronen, was ungefähr 38 000 Euro pro Kopf entspricht. (Ein Großteil dieses Geldes scheint für teure Autos ausgegeben worden zu sein.) 40 000 Personen ist ziemlich viel in einem Land mit einer Bevölkerung von gerade mal 300 000. Der Wertverfall der Krone traf diese Kreditnehmer schwer. Während die Währung nämlich abstürzte, stiegen die Kreditkosten der Leute ins Unermessliche. Die ersten neun Monate des Jahres 2008 waren ein finanzieller Alptraum, der abrupt und unumkehrbar Wirklichkeit wurde, als am 6. Oktober der isländische Premierminister Geir Haarde eine Fernsehansprache hielt und dem Volk in verwickelten Sätzen – und ohne jegliche Verantwortung zu übernehmen – mitteilte, das Land sei bankrott. Die Banken wurden geschlossen und alle ausländischen Währungsreserven eingefroren, abgesehen von dem Geld, das für lebensnotwendige Dinge wie Essen, Treibstoff und Medikamente benötigt wurde. Das war also der Grund, warum Rakel Stefánsdóttir und Hunderte andere auf der Straße standen, mit gerunzelter Stirn ihre Bankkarten anstarrten und sich fragten, warum sie so plötzlich überhaupt kein Geld mehr zu haben schienen. Eigentlich konnten sie sich glücklich schätzen, dass keiner von ihnen wusste, was wirklich vor sich ging. Die isländischen Banken waren so schnell gewachsen, dass das Bankensystem einem Elefanten glich, der auf dem Rücken einer Maus balanciert. Alle ausländischen Vermögenswerte der Banken wurden eingefroren. Es

begann damit, dass die britische Regierung das Abziehen des Geldes isländischer Banken dadurch verhinderte, dass sie das Antiterrorgesetz in Kraft setzte. Die Isländer sind heute noch wütend darüber: In Reykjavík habe ich ein T-Shirt mit dem Bild des Premierministers Gordon Brown gesehen, unter dem der Slogan stand: »Brown ist die Farbe von Scheiße«. Das ist vielleicht etwas hart. Aber die Leute haben durchaus das Recht, auf jemanden wütend zu sein. Wegen der Implosion der isländischen Banken mussten jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in Island einen Verlust von 150 000 Euro verkraften.

Wie konnte es so weit kommen? Wie konnte sich unsere Wirtschaft von einem System, in dem Banken und Kredite ganz normal funktionierten, in das verwandeln, was wir jetzt vor Augen haben, der »Reykjavíkisation« der Weltwirtschaft? Wie ich noch ausführen werde, sind für diese Krise ein ganz spezifisches Problem, ein Fehler, das Versagen bestimmter Instanzen und Personen und ein ganz besonderer kultureller Hintergrund verantwortlich. Aber bevor irgendetwas davon Wirkung zeigte, entwickelte sich die Krise aus einem bestimmten Klima – dem Klima nämlich, das entstand, nachdem der Kapitalismus über den Kommunismus gesiegt hatte und die Berliner Mauer gefallen war.

Ich konnte das deshalb besonders gut erkennen, weil ich in Hongkong aufgewachsen war. Dort herrschte damals eine Form der Marktwirtschaft, wie sie freier und ungezügelter nirgendwo sonst auf der Welt existierte. Hongkong war der wirtschaftliche Wilde Westen. Es gab keine Regeln, keine Steuern (obwohl man irgendwann doch einen Höchststeuersatz von 15 Prozent einführte), keinen Wohlfahrtsstaat, keinerlei Garantie für medizinische Betreuung oder Schulausbildung. Ausbeuterbetriebe, die von niemandem kontrolliert wurden, spielten beim wirtschaftlichen Erfolg der Kolonie eine wichtige Rolle. Das hässliche Gesicht eines Kapitalismus, der keinerlei Regeln folgt, zeigte sich überall. Aber gleichzeitig konnte man

auch überall beobachten, wie viel Wachstum und Reichtum diese Art von Kapitalismus schuf – und es war genauso wenig zu übersehen, dass die Leute bereit waren, für dieses System mit seinen Grundsätzen »Den-Letzten-beißen-die-Hunde« und »Jeder-gegen-jeden« ihr Leben zu riskieren. Flüchtlinge aus dem kommunistischen China schwammen, krochen und schmuggelten sich auf allen nur denkbaren Wegen nach Hongkong, und immer wieder kamen viele dabei ums Leben. Falls sie es über die Grenze schafften, gab es die Regel, dass sie zurückgeschickt wurden, sobald man sie aufgriff, es sei denn, sie erreichten die Boundary Street in Kowloon. Hatten sie das geschafft, durften sie bleiben. Diese Regel hatte etwas schrecklich Plastisches, wie die Erwachsenenversion eines Kinderspiels: Du brauchst es nur bis ins »Freio« zu schaffen und du bist in Sicherheit. Aber wenn nicht, dann ab mit dir, zurück in die Tyrannei. Doch es bestand kein Zweifel daran, dass Hongkong all jenen Menschen, die versuchten, dorthin zu gelangen, als ein strahlender Ort der Hoffnung und der unendlichen Möglichkeiten erschien. Und dabei war es gar nicht so sehr der Ort, den sie zu erreichen suchten, sondern vielmehr das dort herrschende System. Das Land und die Leute waren die gleichen; nur das System war anders. Ein System muss also etwas sein, das eine ungeheure Macht ausüben kann. Das konnte sogar ein Kind erkennen. Hauptsächlich war es daran abzulesen, mit welcher Geschwindigkeit sich alles veränderte. Es geschah regelmäßig, dass man um eine Ecke bog und plötzlich einen Schreck bekam, weil man nicht mehr wusste, wo zum Teufel man sich befand, weil irgendein wichtiger Orientierungspunkt verschwunden war. Und was das kommunistische China anging, so war es bis zu dem Zeitpunkt, als es 1979 seine Grenzen für gewöhnliche Touristen öffnete, gefürchtet, bestaunt und von allerlei Legenden umrankt. Wenn man Besuch hatte, ging man mit ihm immer bis zum äußersten Punkt der New Territories, denn von dort aus konnte man nach China hinüberschauen. Auf der Hongkong-Seite gab es einen Hügel mit einem Beobachtungsposten, der von Gurkha-Soldaten besetzt

war. Man schaute auf Reisfelder und auf einen Fluss. Das war so ungefähr alles, was es dort zu sehen gab. Wenn man sich heute an denselben Ort stellt, schaut man auf Shenzhen, die am schnellsten wachsende Stadt Chinas, mit einer Bevölkerung von 9 Millionen Menschen. Noch vor 30 Jahren gab es dort buchstäblich kein einziges Gebäude.

Damals wirkte Hongkong wie ein Experiment, ein Labor-test in freimarktwirtschaftlichem Kapitalismus. Geschichtliche und demographische Umstände hatten sich miteinander verschworen, um hier eine in der Welt einzigartige Situation zu schaffen. Besonders Großbritannien wirkte im Gegensatz dazu wesentlich langsamer, vorsichtiger, geregelter und viel ängstlicher, sobald es um Veränderungen ging. Aber in den drei Jahrzehnten, die vergingen, nachdem ich Hongkong verlassen hatte, schien es mir, als gäbe es eine Art umgekehrte Machtübernahme. Es sah so aus, als würden die Regeln, die ursprünglich nur für Hongkong gegolten hatten, nun plötzlich auch die ganze übrige Welt erobern. Statt ein Sonderfall zu bleiben, wurde diese ungezähmte und unregulierte Version des freien Marktes zum neuen Normalfall. Und es waren nicht irgendwelche überzeugenden Argumente, die dieser Form des Kapitalismus zum Sieg verhalfen, sondern schiere Gewalt: Die Länder, die sich den dazugehörigen Regeln verschrieben, hatten ein wesentlich stärkeres Wirtschaftswachstum vorzuweisen als andere, die es nicht taten. Subjektive Veränderungen in der Beschaffenheit menschlicher Erfahrungen kann man zwar nicht messen, aber was man sehr wohl messen kann, ist der Anstieg des Bruttoinlandsprodukts. Während in den Vereinigten Staaten Ronald Reagan und in Großbritannien Margaret Thatcher an der Macht waren, breitete sich die Hongkong-Version der kapitalistischen freien Marktwirtschaft unangefochten in der ganzen Welt aus. Ich konnte nicht wieder heimkehren, aber das war auch gar nicht schlimm, denn meine Heimat kam gewissermaßen zu mir.

Diese Version des Kapitalismus, die sich so gründlich in der Welt durchsetzte, hatte ihre ideologischen Wurzeln in den

Schriften von Adam Smith, Friedrich Hayek und Milton Friedman und tat so, als gäbe es eine grundsätzliche Verbindung zwischen Kapitalismus und Demokratie. Die nachfolgenden Ereignisse haben meiner Ansicht nach bewiesen, dass das nicht zutrifft – aber das ist eine vollkommen andere Debatte und würde den Rahmen dieses Buches sprengen. Es mag also genügen, festzustellen, dass diese Version des Kapitalismus, die oft auch als das angelsächsische Modell bezeichnet wird, in der gesamten Welt um sich griff.* Teil des Schemas waren die Liberalisierung der Märkte, die Deregulierung der Wirtschaft und insbesondere des Finanzsektors, die Privatisierung staatlichen Eigentums, niedrige Steuern und so niedrig wie möglich gehaltene Staatsausgaben. Die Rolle des Staates sollte sich darauf beschränken, den vermögensbildenden Individuen und Unternehmen nur ja nicht in die Quere zu kommen. Die Vereinigten Staaten und Großbritannien waren die Cheerleader beim Umsetzen dieser Richtlinien, und ihr Erfolg bei der Steigerung ihres Bruttoinlandsprodukts führte dazu, dass sie in etwas abgewandelter Form auch in Neuseeland, Australien, Irland, Spanien (bis zu einem gewissen Grad), Island, Russland, Polen und zahlreichen anderen Ländern übernommen wurden. Wenn der Weltwährungsfonds von ärmeren Staaten um Hilfe gebeten wird, dann fordert er, dass dort als Voraussetzung für jegliche finanzielle Unterstützung zumindest eine Variante dieses Modells eingeführt wird. Meistens folgt, wenn diese Richtlinien übernommen werden, tatsächlich ein messbarer Anstieg des Bruttoinlandsprodukts; genauso messbar ist jedoch die zunehmende soziale Ungerechtigkeit.

Nach Ansicht der Marxisten wie auch der antikorporatistischen und globalisierungskritischen Linken trug diese Form

* Ich nenne es »angelsächsisch«, weil das zur Standardterminologie gehört. Eigentlich handelt es sich dabei jedoch um einen irreführenden Begriff, weil so viele, die den freien Markt propagieren und seinen Grundsätzen folgen, in Wirklichkeit gar keine Angelsachsen sind. »Angloamerikanisch« würde die Sache noch eher treffen, aber diese Bezeichnung konnte sich nicht durchsetzen.

des Kapitalismus schon »die Saat ihrer eigenen Zerstörung in sich«. Marx verwendete diese Formulierung im Rahmen des Arguments, dass die Arbeiterklasse, als sie in den Fabriken mehr und mehr zusammengeführt wurde, auch Gelegenheit bekam, die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft zu erkennen und sich dagegen zu verbünden. Eine etwas modernere Sichtweise wäre vielleicht, dass der Kapitalismus des freien Marktes von Natur aus zu Ungerechtigkeiten und zu einem ständigen Wechsel von Aufschwung und Niedergang neigt. Diese Zyklen sind Gegenstand zahlreicher und umfangreicher Untersuchungen. Im vorliegenden Fall können wir konstatieren, dass Theorie und Praxis übereinstimmen. Der größte Aufschwung seit 70 Jahren hat unmittelbar in die größte Krise geführt. Im übrigen Teil dieses Buches werde ich erzählen, wie es dazu kommen konnte. Aber es gab ein paar grundlegende Wegbereiter aller darauffolgenden Ereignisse, ohne die diese Explosion und Implosion in einer solchen Form nicht denkbar gewesen wären, und das waren der Fall der Berliner Mauer, der Kollaps der Sowjetunion und das Ende des Kalten Krieges.

Es war nur selten lohnend, sich auf eine Diskussion über den Konflikt zwischen West und Ost einzulassen. Der Graben zwischen beiden Lagern war einfach zu tief, und die großen philosophischen Fragen blieben meist zugunsten der parteipolitischen Überzeugungen auf der Strecke. Für die Rechte handelte es sich bei den kommunistischen Regimen so offensichtlich um massenmordende Gefängnisstaaten, dass für weitere Debatten gar kein Raum mehr blieb. Und die Linke war genauso fest überzeugt, dass der Kapitalismus seine eigene, lange Liste von Verbrechen aufzuweisen hatte, dass er den Fetisch Kapital regelmäßig über die Bedürfnisse der Menschen stellte und dass die sozialistischen Länder im Gegensatz dazu wenigstens über eine mögliche Alternative zu diesem Modell nachdachten oder sie sogar in die Tat umsetzten, selbst wenn sie dabei falsch vorgehen mochten. Ich habe immer schon gedacht, dass beide Denkrichtungen dabei einen wesentlichen Punkt übersehen. Die Ostblockstaaten hatten gravierende und irre-

parable Fehler, während die liberalen westlichen Demokratien die bewundernswerteste Gesellschaftsform darstellten, die es je gegeben hat. Zwischen ihnen gibt es keinerlei »moralische Gleichwertigkeit«, wie man sich damals ausdrückte. Allerdings – und hier kommen wir zu dem unbequemen Teil der These, dem Teil, der sowohl die alte Rechte als auch die alte Linke in Rage bringt – hat die Bevölkerung des Westens ihren ganz eigenen Nutzen aus der Existenz, der Politik und aus dem Beispiel des kommunistischen Blocks gezogen. Über Jahrzehnte fand zwischen dem kapitalistischen Westen und dem kommunistischen Osten eine Art Schönheitswettbewerb statt, in dessen Verlauf beide Systeme versuchten, sich gegenseitig dabei auszustechen, wer wohl seinen Bürgern eine bessere, fairere Lebensweise zu bieten hatte. Das Resultat im Osten war Unterdrückung; im Westen war es kostenlose Schulausbildung, eine allen zugängliche Gesundheitsversorgung, wochenlanger bezahlter Urlaub und eine konstante Fortentwicklung in allen Bereichen, die mit Chancengleichheit und den Rechten des Einzelnen zu tun hatten. In Westeuropa führte die Existenz nationaler Parteien mit einer starken und ausdrücklichen Bewunderung für das sozialistische Modell zu dem großen Bedürfnis, allen zu beweisen, dass unter der Herrschaft kapitalistischer Demokratien das Leben für die Menschen besser war. In Amerika war der entsprechende Druck wesentlich geringer. Das ist auch der Grund, warum amerikanische Arbeitnehmer in den Augen der Europäer geradezu grotesk wenig Urlaub bekommen (2 Wochen pro Jahr), keine kostenlose Gesundheitsversorgung erhalten und die Lebenserwartung eines Amerikaners unter der eines Europäers liegt.

Und dann gewannen die Guten; der Schönheitswettbewerb war zu Ende und damit auch der jahrzehntelange Fortschritt, den die westliche Welt auf dem Gebiet der Chancengleichheit und der Persönlichkeitsrechte zu verzeichnen hatte. In den USA blieb das Arbeitnehmergehalt im mittleren Einkommensbereich – dem Bereich, der genau in der Mitte der Verdienstkurve liegt – seit 1970 mehr oder minder unverän-

dert. Aber der Graben zwischen niedrigen und hohen Einkommen hat sich drastisch vertieft. Seit 1970 ist das Gehalt des meistverdienenden Fünftels der US-amerikanischen Arbeitnehmer um 60 Prozent gestiegen, während alle anderen 10 Prozent weniger erhalten.³ In den siebziger Jahren war die Zahl der Arbeitsstunden pro Jahr für Amerikaner und Europäer ungefähr gleich; heute arbeiten die Amerikaner fast doppelt so viel.⁴ Aber das gilt nur für die Menschen im mittleren Einkommensbereich. Für die Spitzenverdiener, insbesondere die am obersten Ende der Verdienstsкала, sieht das anders aus: Zwischen 1980 und 2007 ist das Einkommen der reichsten 0,1 Prozent der Amerikaner um 700 Prozent gestiegen.⁵

Betrachten wir die Veränderungen seit dem Fall der Berliner Mauer doch einmal von einer etwas anderen Warte. Zu den auffälligsten Konsequenzen gehört die Abschaffung des Folterverbots, das bis dahin ein wesentlicher Bestandteil westlich demokratischen Selbstverständnisses war. Wenn der Westen früher etwas moralisch Verwerfliches tat, dann leugnete man das konsequent oder tat es im Verborgenen oder ließ es andere für sich tun. Korrupte Regime, die mit dem Westen verbündet waren, mochten Verbrechen wie Folter und Inhaftierung ohne Gerichtsverhandlung begehen, aber wenn diese Verbrechen dann ans Licht kamen, unternahmen die fraglichen Regierungen alles, um die Beschuldigungen zurückzuweisen oder zu vertuschen – denn man schämte sich dieser Verbrechen. Nach Beendigung des ideologischen Schönheitswettbewerbs änderte sich das gründlich. Man denke nur an das Thema Waterboarding. Während der Nürnberger Prozesse galt es als schweres strafrechtliches Vergehen: Der japanische Offizier Yukio Osano wurde zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, weil er bei einem amerikanischen Zivilisten Waterboarding angewandt hatte. Während des Vietnamkrieges benutzten die US-Streitkräfte diese Foltermethode gelegentlich – aber als sie dabei erwischt wurden, gab es einen Riesenskandal. Im Januar 1968 veröffentlichte die *Washington Post* das Foto eines amerikanischen Soldaten, wie er einen nordvietnamesi-

schen Gefangenen dem Waterboarding unterzog. Es herrschte große Empörung und der Soldat wurde vors Kriegsgericht gestellt. Nach dem Ende des Kalten Krieges und mit dem Beginn des »Kriegs gegen den Terror« wurde das Waterboarding zu einem explizit gebilligten Instrument der US-amerikanischen (und infolgedessen auch der britischen) Geheimdienste. Als es der westlich-demokratischen Welt noch darum ging, den kommunistischen Ländern die eigene moralische Überlegenheit vor Augen zu führen, wäre es nie dazu gekommen.

Das Gleiche gilt für die Art, wie man den Finanzsektor außer Kontrolle geraten ließ. Die Ereignisse, die dazu führten, vollzogen sich nicht in einem Vakuum, sondern in einem ganz bestimmten Klima. Dieses Klima ergab sich aus dem unangefochtenen Sieg des kapitalistischen Systems. Es entstand eine ideologische Hegemonie, wie es sie bis dahin noch nie gegeben hatte. Zum ersten Mal in der Geschichte war die Dominanz des Kapitalismus als politisch-ökonomisches System vollkommen ungefährdet. Unter diesen Umständen hätte man sich leicht denken können, dass der Finanzsektor, der beim Betrieb des Kapitalismus sozusagen den Vorsitz führt, anfangen würde, sich selbst mit einem unverhältnismäßig großen Stück des wirtschaftlichen Kuchens zu belohnen. Es gab keinen globalen Gegenspieler mehr, der mit dem Finger auf das System hätte zeigen und sich höhnisch darüber hätte echauffieren können, wie zahlreich und hemmungslos die überbezahlten Manager und Bonzen geworden waren. Es war niemandem mehr peinlich, dass die Reichen ganz ungehindert immer schneller immer reicher wurden. Der Finanzsektor war nun in der Hand des Kapitalismus, und die Menschen, die darin tätig waren, begannen, riesige Privatvermögen anzuhäufen, und das allein indem sie ihre Arbeit taten. Im Falle der Banker bestand diese Arbeit im Eingehen von Risiken, für gewöhnlich mit dem geliehenen Geld anderer Leute. Um mehr Geld einzufahren und sich einen größeren Bonus zu verdienen (der bei Bankern üblicherweise 60 Prozent ihres Gehalts betrug), musste man nur einem ganz einfachen Rezept folgen: noch größere Risiken

eingehen. Die Vorteile dieser Methode liegen auf der Hand. Und die Nachteile – nun, man gewann zunehmend den Eindruck, dass es für die Banker selbst keinerlei Nachteile gab. Simon Johnson, der frühere Chefökonom des Weltwährungsfonds – zu dessen Job es dort gehörte, den Verantwortlichen der Kleptokratien, die sich selbst in den Bankrott getrieben hatten, eine Abreibung zu verpassen –, erklärte in seinem Artikel »The Quiet Coup« (Der stille Staatsstreich), inwiefern dieser Prozess eine wesentliche Rolle dabei spielte, dass sich die USA in eine »Bananenrepublik« verwandelten:

Die Finanzindustrie hat nicht immer eine so bevorzugte Behandlung genossen. Aber während der letzten 25 Jahre florierte der Finanzsektor und wurde immer mächtiger. Dieser Boom begann mit der Reagan-Ära und verstärkte sich noch durch die Deregulierung der Clinton- und Bush-Regierungen. Doch bei dem Machtanstieg der Finanzindustrie spielten noch einige andere Faktoren eine Rolle. Durch die Geldmarktpolitik, die Paul Volcker in den achtziger Jahren vertrat, erhöhte sich die Volatilität der Zinssätze, und der Anleihenhandel wurde wesentlich lukrativer. Die Erfindung der Kreditverbriefung (Securitization), Zinsswaps und Kreditausfallversicherungen (Credit Default Swaps) führte im Bankwesen zu einem beträchtlichen Anwachsen des gewinnbringenden Handelsvolumens. Da die Bevölkerung immer älter und wohlhabender wurde, gab es auch immer mehr Menschen, die ihr Geld in Wertpapieren anlegten. Zusätzlich gefördert wurde dies durch die Einführung des IRA und des 401K-Plans.* Diese Entwicklungen brachten für die Finanzdienstunternehmen eine enorme Steigerung der Gewinnchancen mit sich.

Es kann daher kaum überraschen, dass sich die Wall Street diese neuen Möglichkeiten zunutze machte. Von 1973 bis 1985 betrug der Anteil des Finanzsektors am Gesamtgewinn aller US-amerikanischen Unternehmen nie

* Der IRA (Individual Retirement Account) und der 401K-Plan sind steuerfreie Rentenversicherungen, in etwa vergleichbar mit der Riester-Rente.

mehr als 16 Prozent. 1986 stieg er auf 19 Prozent. In den neunziger Jahren schwankte er zwischen 21 und 30 Prozent und war damit höher als je zuvor seit Ende des Krieges. Im gegenwärtigen Jahrzehnt erreichte der Anteil 41 Prozent. Der Anstieg der Löhne verlief ähnlich dramatisch. Von 1948 bis 1982 wurden im Finanzsektor im Schnitt zwischen 99 und 108 Prozent des Durchschnittsgehalts der gesamten amerikanischen Privatwirtschaft bezahlt. Von 1983 an schoss dieser Anteil in die Höhe und lag 2007 bereits bei 181 Prozent.

Der immense Reichtum, den der Finanzsektor hervorbrachte und auf sich konzentrierte, verschaffte den Bankern ein enormes politisches Gewicht – so wie es zuvor nur J.P. Morgan (und damit ist die Person gemeint, nicht die Bank) gehabt hatte. Damals, 1907, ließ sich die Bankenpanik nur durch eine gemeinsame Absprache unter den privaten Banken aufhalten: Keine einzige Regierungsinstanz konnte mit einer wirksamen Lösung aufwarten. Doch dieses erste Zeitalter der Bankenoligarchie endete, als aufgrund der Weltwirtschaftskrise einschneidende Bankenregulierungen in Kraft gesetzt wurden. Erst seit kurzem kann man von einer Rückkehr der amerikanischen Finanzoligarchie sprechen.⁶

Dieser Vermögenszugewinn war von einer Ausweitung des politischen Einflusses begleitet. Den Reichen hört man seit eh und je besser zu als den Armen. Aber hier wurde dieses Phänomen noch dadurch verstärkt, dass nach dem Ende des Kalten Krieges kaum mehr politisches Kapital aus der Idee der Fairness und Chancengleichheit zu schlagen war. Der freie Markt war nicht länger nur eine von mehreren Möglichkeiten der Weltordnung, die sich mit anderen Systemen vergleichen lassen und auseinandersetzen mussten. Nun stieg er zu einem Glaubensgegenstand von geradezu mystischen Dimensionen auf. In diesem Glaubenssystem wurde den Angestellten der Finanzindustrie die Rolle von Priestern und Magiern zuteil, und man begann, sie auch als solche zu behandeln. In Großbritannien konnte sich schließlich der Finanzsektor mehr oder min-

der damit brüsten, eine ideologische Hegemonie auszuüben. Die britische Regierung kopierte die Verhaltensmuster, die in der City of London üblich waren – und auch das dazugehörige Vokabular. Man sprach von Zielen und Zielvorgaben – ein untrügliches Zeichen für die vollkommen unkritische »Cityphilia«, die Liebe zur Finanzindustrie, die in Regierungskreisen verbreitet war. David Kynaston hat in vier Bänden eine meisterhafte Geschichte der City of London vorgelegt; im vierten Band setzt er sich mit der »kulturellen Vormachtstellung der City« auseinander und kommt zu dem Schluss, dass »in vielerlei Hinsicht (kurzfristige Performance, Unternehmenswertsteigerung, Firmenranglisten) und in allen möglichen Bereichen (der Bildung, der Gesundheitsversorgung und der BBC, um nur drei zu nennen) die gewinnorientierten Vorgaben des Finanzsektors pauschal auf die britische Gesellschaft übertragen wurden.«⁷ Eine Regierung nach der anderen las der City of London gewissermaßen jeden Wunsch von den Augen ab. Dieser Prozess begann 1979 mit der Wahl Margaret Thatchers. Zu den ersten Amtshandlungen der neuen Regierung – sowohl praktisch als auch symbolisch von einiger Bedeutung – gehörte die Abschaffung der Devisenkontrolle. Dadurch öffnete sich der britische Markt für den internationalen Kapitalfluss. In späteren Legislaturperioden folgte die Regierung diesem Trend, und 1986 kam die Entwicklung in dem sogenannten »Big Bang« zu ihrem vorläufigen Höhepunkt. Damals wurde ein Prozess der Deregulierung, der normalerweise Jahre oder sogar Jahrzehnte gedauert hätte, in einem einzigen Erlass zusammengefasst. Im Endeffekt bedeutete dies, dass (um es so einfach wie möglich auszudrücken) alle historischen Barrieren, Trennmechanismen und Regeln, die bis dahin für die verschiedenen Bereiche der Banken, des Finanzmarktes und der Börse gegolten hatten, mit einem Mal abgeschafft wurden. Ich habe in diesem Buch durchgehend den Begriff »Bank« verwendet, um meine Ausführungen zu vereinfachen, aber in Wahrheit sind viele heutige intermediäre Finanzinstitute – also Instanzen, die zwischen den Menschen, die Geld ausleihen, und denen, die es verleihen,

vermitteln – strenggenommen gar keine Banken mehr. So gibt es zum Beispiel Bausparkassen, Kreditgenossenschaften, Private Equity Fonds (Kapitalbeteiligungsgesellschaften), Spezialisten für Kreditverbriefungen, Geldmarktfonds, Hedgefonds (stark spekulative Investmentfonds) und Versicherungsgesellschaften. Sie alle unterliegen ganz unterschiedlichen Regulierungen und viele von ihnen fungieren als eigenständige Teile ein- und derselben Institution. Diese Institutionen, die gemeinsam die Welt der »Nicht-Banken« bilden, werden manchmal auch das »Schattenbankensystem« genannt. In Großbritannien ist die City of London gewissermaßen dessen Hauptstadt.

All dies hat zu einer starken Dominanz des Finanzmarkts im Wirtschaftsleben Großbritanniens geführt. In den USA gilt das ganz ähnlich für die Wall Street. Deshalb ist es umso erstaunlicher, wie wenig die meisten Menschen darüber wissen, was an diesen Finanzplätzen vor sich geht – wozu sie dienen, was sie bewirken und welchen Einfluss sie auf den Alltag jedes einzelnen Menschen haben. Sogar gut informierte Bürger haben im Allgemeinen keine Ahnung, welche Macht der Bond Market (Renten- oder auch Anleihenmarkt) weltweit ausübt. Man kann seine Bedeutung zum Beispiel an einer berühmten Bemerkung ablesen, die James Carville, der verantwortliche Stratege bei Clintons Präsidentschaftskampagne, in den Anfangsjahren von dessen erster Amtszeit äußerte: »Früher habe ich immer gedacht: Wenn es Reinkarnation gäbe, dann würde ich gern als Präsident oder Papst oder erfolgreicher Baseballspieler wiedergeboren werden. Aber jetzt möchte ich als Anleihenmarkt wiedergeboren werden. Man kann alle und jeden einschüchtern.« Der normale Wähler weiß aber fast nichts darüber, wie diese Märkte funktionieren und welche Auswirkungen sie haben. David Kynaston weist darauf hin, dass in kommunistischen Ländern den Kindern schon in der Grundschule die Grundsätze und Praktiken ihres politischen Systems beigebracht und dass sie gründlich in den Mechanismen dieses Systems gedrillt werden. In der kapitalistischen Welt gibt es nichts Vergleichbares. Der Finanzmarkt ist, was seine

prinzipielle Funktionsweise angeht, für uns ein fernes, fremdes Land, über das wir nur sehr wenig wissen.

Diese Denkweise spielte bei allen noch folgenden Ereignissen eine wichtige Rolle. Nach der Öffnung der Berliner Mauer 1989 veranstaltete der Kapitalismus eine Siegesparty, die fast zwei Jahrzehnte lang dauerte. Der Kapitalismus ist keineswegs von Natur aus fair: Er ist durchaus nicht geneigt, die Früchte des Wirtschaftswachstums von sich aus gleichmäßig zu verteilen. Stattdessen folgt er den Grundsätzen »Der Sieger bekommt alles« und »Dem, der hat, wird gegeben werden«. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs widmeten sich die freien westlichen Demokratien mehrere Jahrzehnte lang der Frage, wie man das Potential des Kapitalismus für wirtschaftliches Wachstum nutzen könnte, um dem normalen Bürger ein besseres Leben zu ermöglichen. Der Düsenantrieb des Kapitalismus wurde vor den Ochsenkarren der sozialen Gerechtigkeit gespannt. Das führte zu dumpfem Gemecker bei den Vertretern des reinen Kapitalismus, aber im Ergebnis entwickelten sich die freien westlichen Demokratien zu der bewundernswertesten Gesellschaftsform, die es je auf der Welt gegeben hat – nicht die bewundernswertesten Gesellschaft, die wir uns vorstellen können, und keineswegs perfekt, aber immerhin das Beste, was die Menschheit bis dahin zustande gebracht hatte. Dann fiel die Mauer und die Regierungen der westlichen Industrienationen begannen in unterschiedlichem Maße, den Aspekt der sozialen Gerechtigkeit, der in der Nachkriegsgesellschaft eine so wichtige Rolle gespielt hatte, über Bord zu werfen. Der Düsenantrieb wurde vom Ochsenkarren losgespannt und man erlaubte ihm, seinem eigenen Tempo zu folgen und davonzubrausen. Das Resultat war ein nie dagewesener Aufschwung, an dem zwei Dinge von Grund auf nicht stimmten: Er war weder gerecht, noch würde er sich aufrechterhalten lassen.

Dieses Phänomen war am Beispiel Islands besonders deutlich zu erkennen, weil dort die Banken erst 2001 privatisiert wurden.